

QUEER THEORY

Jenseits fester Identitäten



Ohne eindeutiges Geschlecht: "Triple" von Keith Cottingham aus der Fotoserie "Ficitious Portraits" (1992)

Dass es die Frau und den Mann gibt - und nur diese - schien lange Zeit eine unumstößliche, natürliche Tatsache. Dekonstruktivistische Ansätze zeigen: Geschlecht ist sozial konstruiert.

Seit März existiert am IEES eine Gender-Gruppe, die sich mit Fragen rund um die Bedeutung des Geschlechterspektes für die Ausbildung zur/m ErzieherIn bzw. SozialpädagogIn auseinandersetzt. Im Rahmen des Weiterbildungsprogramms des IEES "Horizons" sind für die Zeit von Juni bis September 2002 erstmals Genderangebote vorgesehen. Im Herbst werden zudem Tagesseminare und Abendvorträge zu Projekten einer "geschlechtssensiblen Pädagogik" sowie "Perspektiven der Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen/Jungen bzw. Frauen/Männern" angeboten. Siehe auch www.iees.lu

"Gender Mainstreaming" als Form europäischer Gleichstellungspolitik, "Gender Day" als Titel für ein Seminar des Frauenministeriums zum Thema Familie und andere Lebensformen an diesem Freitag - der Begriff "Gender" scheint nun auch in Luxemburg angekommen zu sein. Freilich immer noch vorwiegend in exklusiven, frauenpolitischen Zirkeln, aber immerhin: Es gibt ihn. Was damit aber genau gemeint ist und vor allem, dass dieser Ausdruck, und seine politische Brauchbarkeit, in den vergangenen zehn Jahren radikal in Frage gestellt wurden, darüber war bisher kaum etwas zu erfahren.

"Gender", eigentlich englisch für das grammatikalische Geschlecht (dt.: Genus), wurde als Begriff erstmals vom englischen Psychoanalytiker Robert Stoller (1968) verwendet. Feministinnen griffen den Ausdruck auf und erweiterten seine Bedeutung: Um gegen die oft mit der Biologie begründete Diskriminierung von Frauen agieren zu können, stellten sie dem "biologischen Geschlecht" (sex) das "soziale Geschlecht" (gender) gegenüber. "Sex" markierte körperlich-biologische Unterschiede (in der Anatomie, in den Genen etc.), "gender" sollte soziale, gesellschaftlich konstruierte Unterschiede zwischen Frauen und Männern beschreiben. Nach dieser Logik können von körperlichen Merkmalen keine Rollenzuschreibungen abgeleitet werden, Diskriminierungen von Frauen werden als Er-

gebnis der Geschichte, der Sozialisation und bestehender Machtverhältnisse begriffen. Sie sind somit grundsätzlich veränderbar.

Verlagerter Biologismus

Das "sex/gender-Konzept", das Anfang der 70er Jahre seinen Siegeszug in westlichen Frauenbewegungen und in der feministischen Forschung antrat, ist freilich nicht unumstritten. Vor allem VertreterInnen essentialistischer Weltanschauungen lehnen eine solche Unterscheidung ab. Sie betrachten Identität als fest und angeboren und gehen von einer biologisch bedingten Verbindung zwischen Frau und Natur aus. Die prinzipielle Fähigkeit von Frauen, gebären und stillen zu können, bedeutet eine besondere Beziehung zur Natur, die sich auch in ihren sozialen Rollen und ihrer Identität niederschlagen müsste. Dass Frauen Kinder erziehen, ist nach dieser Lesart also nur natürlich. Entgegen der patriarchalen Wertung wird "das Weibliche" aber nicht als defizitär, sondern als gleichwertig oder gar als das Bessere verstanden. In einer von Männerherrschaft befreiten Welt wären Frauen (auch) als Mütter, Fürsorgende oder gar als "edlere Wesen" gesellschaftlich aufgewertet. Neben dieser biologischen Bewertung bleibt bei dieser Sichtweise allerdings auch die Nähe zu biologisch bestimmten, konservativen Rollenzuschreibungen problematisch - das bestehende Geschlechterverhältnis, das

Frauen in erster Linie die Familienarbeit zuweist, wird zementiert.

Doch auch die analytische Unterscheidung in "sex" und "gender" führte nicht aus der biologistischen Argumentation hinaus, darauf wies die Sozialwissenschaftlerin Carol Hagemann-White bereits 1985 hin. Ihr Vorwurf: Die Unterscheidung zwischen einem biologischen und sozialen Geschlecht ist immer zweigeschlechtlich gedacht und selbst im Kern biologistisch. Ein Gedankengang, der von Dekonstruktivistinnen Anfang der 90er Jahre in Anlehnung an die französischen Philosophen Jacques Derrida und Michel Foucault aufgenommen und weiterentwickelt wurde. Die amerikanische Philosophin Judith Butler, wohl prominenteste Vertreterin eines "dekonstruktivistischen" Feminismus, vertritt in ihrem Buch "Gender Trouble" (1990) die These, nicht nur das soziale Geschlecht "gender", sondern auch das biologische Geschlecht sei kulturell, also gesellschaftlich konstruiert. Die Geschlechtsidentität und die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht - männlich oder weiblich - ist nach Butler weder anatomisch noch biologisch vorgegeben, sondern kulturelles Ergebnis von so genannten diskursiven Prozessen, von Fremd- und Selbstzuschreibungen, entlang einer dichotomen "heterosexuellen Matrix". Damit ist gemeint, dass sich die Identitäten Frau und Mann stets im Bezug aufeinander produzieren. Einerseits wird die Geschlechtsidentität eines und einer Jeden mit Mimik, Gestik, Sprache, Verhalten (was ziehe ich an?) und Begehren (wen liebe ich?) entlang von - heterosexuellen - Rollenerwartungen von Geburt an einstudiert

und damit deren Gültigkeit bekräftigt. Andererseits wird der Mensch von außen einem bestimmten Geschlecht zugeordnet. Das beginnt mit der an körperlichen Merkmalen gekoppelten Feststellung "Es ist ein Junge" und zahllosen, immer wiederkehrenden Rollenerwartungen, die dem Kind und späteren Erwachsenen entsprechend seines/ihrer vermeintlich natürlichen Geschlechts lebenslänglich angetragen werden. Sei es, dass Mädchen früh beigebracht bekommen, sich für Familie, Kinder und Jungs zu interessieren, sei es, dass Jungen aufgefordert werden, einer Erwerbsarbeit nachzugehen, um später (Ehe-)Frau und Kinder zu ernähren. Das Geschlechterverhältnis reproduziert sich somit fortwährend selber.

Mehr als Frau und Mann

Dass die vorausgesetzte Zweigeschlechtlichkeit und der sexuelle Bezug von nur zwei Geschlechtern aufeinander jedoch keineswegs eindeutig sind, zeigen nicht nur andere Lebensformen wie Schwule, Lesben oder Bisexuelle, sondern ganz besonders Transsexuelle, bei denen Körper und Geschlechtsidentität auseinander fallen. Ebenso existieren Gesellschaften, die anders als die westlichen drei Geschlechter und mehr kennen ("Berdachen", "Hijras" oder "Xaniths"). In einigen indigenen Kulturen beispielsweise können als Männer Geborene dennoch als "Frau" leben und lieben - und werden darin geachtet. Intersexuelle oder Hermaphroditen, also Menschen, die nicht mit eindeutigem Geschlecht geboren werden, oder auch Menschen mit nicht eindeutigem hormonellen Geschlecht (Frauen mit starkem Haarwuchs, Männer mit Busen) dokumentieren zudem, dass auch die Biologie Zweigeschlechtlichkeit nicht als universell gültige und hundertprozentig eindeutige, natürliche Ordnung kennt. Geschlecht ist, so fasste es die



Die Musikerin Grace Jones als androgyner Drag.

Radikal que(e)r

Mann und Frau - und damit basta? Dekonstruktivistische Ansätze in der Geschlechterforschung zeigen: So eindeutig und frei von Widersprüchen, wie manch eineR vielleicht glauben mag, ist die (Geschlechter-) Wirklichkeit nicht.

Biologin Anne Fausto-Sterling 1988 zusammen, vielmehr als ein "Kontinuum" zu begreifen, an deren äußeren Polen "Männer" und "Frauen" stehen.

Was aber heißt diese Erkenntnis für das jahrhundertalte feministische Bestreben nach gleichen Rechten? Butler argumentiert, dass der Feminismus in seiner traditionellen Form gegen seine ausdrücklichen Ziele arbeitet, wenn er "Frauen" als grundlegende Kategorie voraussetzt. Den dekonstruktivistischen Ansatz zu Ende gedacht bezeichnet der Begriff "Frauen" (und "Männer") keine natürliche Einheit. Butler versteht dies als Chance, die feministische Theorie für die Verschiedenartigkeit von Frauen zu öffnen. Die bloße Zugehörigkeit zur Gruppe "Frauen" ist weder mit gleichen Erfahrungen noch mit identischen Problemlagen verbunden: Lesbische, schwarze, arme, Dritte-Welt-, Transgender-etc. Frauen, die in den westlichen Frauenbewegungen oft vergeblich auf ihre spezifischen und zum Teil auch konträr zum "Frauenbewegungs-Mainstream" liegenden Erfahrungen und Interessen hingewiesen hatten, können nun besser wahrgenommen werden. Der allgemeingültige Anspruch von "gender", die Grenzen zwischen "männlich" oder "weiblich", "schwarz" oder "weiß" etc. würden durchlässiger - die politische Forderung nach einem Verlust von Gender- und anderer normativer Zuschreibungen (Rasse, Klasse etc.) sowie nach einer Pluralisierung von Lebens- und Liebesformen wären eine feministische Notwendigkeit auf dem Weg zu mehr Gleichberechtigung. Und da nach Butler nun auch die Heterosexualität als alles regulierende Norm sichtbar gemacht und in die Analyse einbezogen wird, könnten Gesetze, Statuten und Institutionen (Ehe, Schule, Arbeitsmarkt) einer viel gründlicheren Kritik dahingehend unterzogen werden, welchen Beitrag sie beim Herstellen und Erhalten der diskriminierenden Geschlechterordnung leisten.

Tod des Subjekts?

Doch gerade die Forderung nach mehr Pluralismus und die radikale Infragestellung der Identität stiftenden Kategorie "Frau", ist sehr umstrit-

ten. Wie sollen sich Frauen, ohne verallgemeinerbare Identität, politisch organisieren und solidarisieren? Welcher Handlungsspielraum bleibt, wenn wir sowieso alle unserer eigenen Unterdrückung Schmiedin sind, und es folglich kein Entrinnen aus der Mann-Frau-Geschlechter(zu)ordnung zu geben scheint? Die amerikanische Historikerin Martha Nussbaum wirft Butler in ihrem Aufsatz "The Professor of Parody" vor, einem gefährlichen liberalen "quietism" das Wort zu reden. Indem Butler davon ausgehe, dass niemand außerhalb des kulturellen Feldes eine (Geschlechts-)Identität erhalten könne, sondern durch Sprache und Verhalten sogar die unterdrückerischen Geschlechternormen selbst wiederherstelle und bestätige, gebe es keine Hoffnung auf Widerstand und gesellschaftlichen Wandel. Der von Judith Butler befürworteten Strategie, Geschlechterzuschreibungen mit dem Spiel mit Geschlechteridentitäten offen zu legen und zu hinterfragen, zum Beispiel, indem sich Männer "weiblich" oder Frauen "männlich" kleiden (so genanntes Crossdressing), fehlt es Nussbaum zufolge an politischer Sprengkraft. Eher sei zu befürchten, dass das Gros



Irritierendes Spiel mit Körpernormen: "The Forest - Marcel" von Inez van Lamsweerde (1995).

der Gesellschaft diese Umdeutung gar nicht erkennt oder aber Gewinn bringend für sich einnimmt - ohne dass sich grundlegend etwas an Geschlechterhierarchie und Heterosexismus ändern würde. Dass diese Gefahr tatsächlich besteht, davon zeugen nicht nur ehemals politische, nun aber konsumorientierte Events wie die Berliner Love

Parade oder die mittlerweile zur Tourismusattraktion avancierten, alljährlichen Umzüge zum schwul-lesbischen "Christopher-Street-Day", sondern auch der immanente Widerspruch in der Travestie selbst: Die "Gender-Parodie", die karikierende Abbildung von männlich-weiblichen Geschlechterrollenklichs, allein - ohne andere

Visionen oder Wertvorstellungen "dahinter" - verhindert nicht deren Existenz. Sie läuft sogar Gefahr, gängige Vorurteile oder Stereotypen zu wiederholen.

Ines Kurschat

Judith Butler: Ikone der Queer-Bewegung

Die Ansätze der amerikanischen Philosophin Judith Butler zur dekonstruktivistischen Analyse der Geschlechterverhältnisse werden heute zur "Queer theory" gerechnet. "Queer", übersetzt "fragwürdig" oder "sonderbar", war ursprünglich ein homophobes Schimpfwort. Anfang der 90er eigneten sich US-amerikanische Lesben und Schwule den Ausdruck an. Fünf Jahre später wurden "queere" Konzepte auch in Europa, vornehmlich in England und Deutschland, bedeutsam.

"Queer theory" und "queer politics" beschreiben politische Aktionen und Ansätze, welche die herrschende heterosexuelle Geschlechterordnung hinterfragen und diese destabilisieren wollen. Sexualität soll ihrer vermeintlichen Natürlichkeit beraubt und als ganz und gar von Machtverhältnissen durchsetztes, kulturelles Produkt sichtbar gemacht werden. Queere Politiken verstehen sich als Versuch, Bündnisse gegen die "Herrschaft der Normalisierung" nicht auf Identität, sondern auf politische Solidarität aufzubauen.

KritikerInnen bleibt Butlers Ansatz zu sehr auf identitäre Analysen und "symbolische" Strategien beschränkt. Der dekonstruktivistische Fokus auf sprachliche Zuschreibungs- und Identifikationsprozesse bleibe gegenüber gesellschaftlichen, institutionellen und historischen Entstehungsbedingungen von Geschlecht blind und gebe allenfalls "rhetorische" Ansatzpunkte für die politische Praxis.

INTERVIEW

"Hochgradig emanzipatorisch"

Hat die dekonstruktivistische Theorie die Erkenntnisse um das Geschlecht revolutioniert? Was bringt sie konkret für den Kampf um gleiche Rechte? Woxx sprach mit Christel Baltes-Löhr, Dozentin am "Institut d'Etudes Educatives et Sociales" (IEES) und Genderforscherin an der Universität Trier.

woxx: Dem dekonstruktivistischen Ansatz von Judith Butler, auch "queer theory", genannt, wird nachgesagt, er habe die feministische Theorie gehörig umgekrempelt. Worin besteht der große Verdienst Butlers?

Christel Baltes-Löhr: Der dekonstruktivistische Ansatz hat eine essentialistische Sichtweise von der Wesenhaftigkeit von Weiblichkeit und Männlichkeit "abgelöst". Im essentialistischen Sinne erleben Frauen sich als diejenigen, die als einfühlsamere, in emotionalen Bereichen begabtere "Wesen" Fähigkeiten entwickeln können, die Männer so nicht erreichen können. Dadurch werden jedoch die Frauen ausgeschlossen, die nicht in diese Norm hineinpassen. Dekonstruktivismus geht nicht von der Wesenhaftigkeit aus. Es gibt nicht DIE Frau oder DEN Mann, sondern verschiedene Wirklichkeiten und Wahrheiten.

Tatsache ist aber doch, dass bestimmte Lebensläufe von Frauen strukturell eher möglich sind als andere.

Ja. Deutlicher wird jedoch die Notwendigkeit, dass Menschen sich qualifiziert entscheiden können. Ein Mädchen, das weiß, was es heißt auf Bäume zu klettern, Fußball oder mit Puppen zu spielen oder zu musizieren, und sich dann für das Klavierspielen entscheidet, sollte das tun können. Sie sollte aber auch ebenso gut zur

Technikfreakin werden können. Wir sollten wegkommen von einengenden Stereotypisierungen und die Vielfaltigkeit von Lebensmöglichkeiten erhöhen.

Will die "Queer theory" nur eine Pluralisierung von Lebensrealitäten? Das klingt sehr neoliberal.

Dann täuscht der Klang. Ich halte diesen Ansatz für hochgradig emanzipatorisch. Das klappt allerdings nur, wenn "queer" nicht zum neuen Dogma erhoben wird. Statt sich auf essentialistische Wahrheiten zu stützen, könnte es, wenn man die dekonstruktivistische Sicht politisch analysiert, zu einer viel höheren Bewegungsvielfalt kommen. Wenn ich zum Beispiel über Wohnpolitik diskutieren will, können meine BündnispartnerInnen andere sein, als wenn ich Forderungen zu einer Verbesserung der Bildungspolitik aufstelle. Wenn ich mich gegen die Normierung von Begehren und Sexualität stelle, kann ich mich mit Lesben, Schwulen, Bi- und Transsexuellen und anderen zusammenschließen.

Können dabei nicht gefährliche Koalitionen entstehen, mit ausländerfeindlichen AnhängerInnen einer Unser-Dorf-muss-unserbleiben-Politik oder mit BefürworterInnen von unterdrückerischem Sex zum Beispiel?

Dekonstruktivistische Analysen entbinden uns in der Tat nicht von unserer eigenen, politischen Standortbestimmung. Die Frage nach der

Normativität ist damit noch nicht beantwortet. Warum brauchen wir Normen und welche? Butler ist sicherlich von einem emanzipatorischen Verständnis ausgegangen, aber welche Werte unveräußerlich sind - für mich sind es zum Beispiel die körperliche und psychische Unversehrtheit - darauf gibt Butler keine Antwort.

Gibt es überhaupt einen Ausweg aus der herrschenden Geschlechterordnung? Wenn wir doch alle das Geschlecht und unsere Identität in Bezug auf die zweigeschlechtliche Ordnung ausrichten?

Butler spricht von performativer Handlung als "eine solche, die das, was benennt, hervorruft oder in Szene setzt". Das ist das, was ständig passiert. Die performative Handlung ist eine interaktive Angelegenheit. Sie schreibt sich durch Wiederholungen und Benennungen ein und konstruiert somit das, was wir als naturhaft verstehen. Zurzeit gilt für westeuropäische Gesellschaften Heterosexualität als Norm - Butler spricht in diesem Zusammenhang von der Zwangsheterosexualität. Das heißt, dass Homosexualität als nicht existent oder abweichend bezeichnet werden kann. Wenn nun Lesben und Schwule die Wiederholung des heterosexuellen Diskurses ablehnen, weil ihre Sexualität darin nicht abgebildet ist und ihre sexuelle Praxis "inszenieren", dann kann die herrschende Praxis verändert werden. In

der Geschichte der Bundesrepublik lassen sich zahlreiche Hinweise finden, die immer mehr zu einer Brechung der heterosexuellen Norm führen. Räume, in denen sich Menschen umdrehen, wenn eine Frau eine Frau küsst oder ein Mann einen Mann, sind nicht mehr allüberall vorzufinden.

GegnerInnen halten Butlers Kritik an der Identitätspolitik für gefährlich. Sie sagen, Widerstand gegen patriarchale Machtstrukturen sei ohne Bezugnahme auf die Kategorie Frau nicht möglich. Das gelte insbesondere für Länder, in denen Frauen noch immer fundamentale Rechte verweigert werden.

Um sich zu solidarisieren und zu organisieren, braucht es schon eine Identität. Aber eben nur in einem Punkt und nicht im essentialistischen Sinne. Die Frau, die sich gegen Beschneidung wehrt, muss, auch wenn sie Verbündete sucht und findet, keine wesenhafte Identität als Frau aufweisen, sondern nur in diesem einen Punkt, in dem sie sagt: Ich bin gegen genitale Beschneidung.

Welche Relevanz hat die Theorie in Luxemburg?

Mir sind bisher kein systematisches Angebote, die sich mit dekonstruktivistischen Ansätzen, mit Diskurstheorien oder postmodernen Theorien auseinandersetzen, bekannt. Ich gehe aber davon aus, dass Angebote des IEES wie der Vortrag mit Prof. Dr. Andrea Maihofer zum Thema "Geschlechterdifferenz und/oder Gleichheit" und das Seminar zu "Familien und andere Formen von Lebensgemeinschaften" einen Beitrag leisten, dass solche Ansätze in Luxemburg bekannter werden. Daneben gibt es auch in

Luxemburg Strukturen, welche die vorherrschende Geschlechterhierarchie unterstützen. Jüngere Frauen beispielsweise sind inzwischen zwar besser ausgebildet, sie wählen ihren Beruf aber immer noch nach Aspekten der Vereinbarkeit. Das erklärt auch, warum es so viele Frauen im Bildungssektor gibt. Dahinter verbergen sich Strukturen, die keine freie Berufswahl zulassen. Hier könnte sich etwas verändern, wenn klarer würde, dass es eben nicht zum Wesen der Frau gehört, mit einem Mann zusammen zu leben, Kinder zu haben und diese zu erziehen.

Wie bewertet der dekonstruktivistische Ansatz den Fakt, dass nun einmal Frauen Kinder gebären und stillen können?

Butler sagt nicht, es gebe keine Körper. Aber sie wendet den Blick darauf, wie mit bestimmten Körpermerkmalen - Vagina, erhobener Brust, Penis, flacher Brust - bestimmte Rollenzuschreibungen assoziiert werden. Schwangerschaft ist eine bestimmte Erfahrung, die nur Frauen - wenngleich nicht alle! - haben können. Aber gleichzeitig kann eine schwangere Frau ihr Kind auch nicht von außen spüren, das kann ihr Partner oder ihre Partnerin. Es gibt also unterschiedliche Möglichkeiten, die aber nicht unterschiedlich - als besser oder schlechter - bewertet werden müssen. Mit ihnen müssen zudem keine festen Identitäten oder Rollen verknüpft werden.

Interview: Ines Kurschat



Christel Baltes-Löhr